

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 206. Bromberg, den 26. Oktober 1926.

Durch die Zeitung.

Roman von **Gustav Schiller.**

Urheberschutz der Stuttgarter Romanzentrale C. Ackermann, Stuttgart.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.

Inzwischen hatte Lo den angerichteten Schaden wieder ausgebessert.

„Du könntest noch ein bißchen dableiben; du gefällst mir."

„Schau einer an. Da hätte ich also schon eine Eroberung gemacht. Nun, ich habe Zeit; ich kann schon noch ein bißchen mit euch bauen. Was wollen denn wir nun bauen?"

„Einen Backofen," begehrte Fred. Er hatte sich schon alle Mühe gegeben, es glückte ihm nicht. Irgend ein Kunstgriff mußte bei der Sache sein, den er seinem Lehrmeister ablucksen wollte. Sie war gleich einverstanden, kniete hin und vergrub ihre Linke bis an den Ellenbogen im Sande.

Aufs höchste gespannt sahen die zwei Jungen ihr zu. Nun klopfte sie rund um den aufgeschürften Sand fest, dann zog sie langsam die Hand hervor. Tatsächlich ein Backofen! Sie waren hin vor Entzücken und legten sich platt auf den Bauch, um unter dem Tunnel hindurchsehen zu können.

„Ich seh' dich, Hansi!" schrie Fred begeistert, als sein spähender Blick in das Gesicht des Bruders traf, der auf der andern Seite lag und „durchgucken" wollte. Dann sprang er auf.

„Du bist eine süße ‚goldne Tante! Daß du uns so einen schönen Backofen gemacht hast. Komm, ich werde dich einmal meiner Mama zeigen!"

Und er stob davon mit dem lauten Ruf: „Mama, das Fräulein kann Backofen machen! Ganz richtige zum Durchgucken. Sie hatte mir meinen Wallgraben eingerissen, aber deswegen bin ich gar nicht mehr böse auf sie."

Frau Rosi legte ihr Buch hin und erhob sich.

„Ich hoffe, mein Fräulein, daß mein Junge Sie nicht belästigt hat" . . .

„O nein, gnädige Frau; ich habe mich reizend mit ihm unterhalten, und wir sind bereits dicke Freunde. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Charlotte Jakobus aus B . . ."

„Ah, auch Schlesierin Das ist ja reizend!" rief Rosi und nannte nun auch ihren Namen.

Ein Weilchen plauderten sie noch. Allerhand Belangloses, wie es der „Hoston" bei dem ersten Sehen bedingt. Dann verabschiedete sich Lo, nicht ohne Fred versprochen zu haben, sie würde ihm morgen wieder einen Backofen bauen.

Erst zwei Tage vorher war Frau Braun mit ihren beiden „Pflegetöchtern" Lo und Mi angekommen. Sie hatte ein bißchen Erholung nötig nach all dem Mühen und Kopfzerbrechen, das eine Hochzeit nun einmal mit sich bringt, obschon es ihr eine wahre Lust war, mit Hilfe der Zwillinge all die mannigfachen Besorgungen zu erledigen, die sich aus der Beschaffung einer eleganten und gediegenen Ausstattung ergaben.

Lo und Mi fühlten sich wie in einem schönen Traume, wenn die freundliche Pflegemutter sie nur immer wählen hieß, dabei stets aufs neue immer wieder betonend, es hat nichts zu sagen, was eine Sache kostet, wenn sie nur schön ist und euch gefällt. „Mutterchen," meinte Lo einmal, „bitte zwick' mich doch mal in den Arm. Mir ist, als träume ich, und du erscheinst mir wie eine wundergütige Märchentante, die aber einmal unversehens in Luft und Duft sich auflösen wird."

Frau Braun lachte hellauf. „Das werd' ich hübsch bleiben lassen, das in Luft und Duft auflösen. Aber ich bin so glücklich, daß sich alles so gefügt hat, daß ich euch am liebsten in Samt und Seide packte."

Dazu ließ es jedoch die Bescheidenheit der Mädchen nicht kommen. Sie fanden sich überhaupt mit wunderbarem Takt in ihre neue Position, die immerhin die Gefahren des Übers-Ziel-Hinausschießens in sich trug.

So kam es, daß sie sich mit der größten Herzlichkeit über all das Schöne, das ihnen nun geboten wurde, freuen konnten; aber sie blieben bescheiden, und die schöne Harmonie eines gut geleiteten und unter einfachen Verhältnissen ausgereiften Wesens blieb ihnen und befestigte ihr Ansehen bei den neuen Bekannten mehr, als es das schmeichelhafteste Gehabe vermocht hätte.

Die beiden alten Leute, die von ihrem Sohne nunmehr wirklich sehr wenig hatten, waren entzückt von ihren neuen Kindern, und einmal geschah es, daß Frau Braun seufzend sagte: „Vater, wie wird's uns denn tun, wenn nun zwei solch fremde Vaganten kommen und uns die Mädel wegholen?"

Da hatte das freundliche Gesicht des alten Herrn einen Schatten bekommen. „Oh! Denk' nicht so weit hinaus. Noch sind sie unser eigen, und" . . . ein unwiderstehlicher Schelmenausdruck blitzte aus den weißumbuschten Augen . . . „man könnte ja für den Fall fürsorgen und einen handfesten Hausknecht mieten. So einen, der in einer Weinhandlung gedient hat, der also unbedingt Virtuosität in seinem Fach besitzt."

Da hatten sie alle gelacht, und die Mädchen hatten ihn von links und rechts geküßt, und Mi hatte strahlenden Gesichts gemeint: „Solch ein guter Mann wie unser Pflege- [illegible] dürfte nicht bald zu finden sein. Wir werden uns also das Fortholenlassen noch lange überlegen."

Und dann hatte Frau Braun mit höchstem Eifer alle Vorkehrungen zu der Badereise getroffen.

Es gewährte der Tochterlosen ein unaussprechliches Vergnügen, die Mädchen recht schön auszustaffieren. Auf ihren dringenden [illegible] angelegt, und in der Tat erregte Frau Braun mit den bildhübschen Mädchen vom ersten Tage an berechtigtes Aufsehen unter den übrigen Badegästen.

Unterdes genossen Irma und Alfred auf einer Reise durch die Schweiz nach Italien ihre Flitterwochen. Glückatmende Briefe schrieb die junge Frau an die Schwestern. „Ich bin schon lange in meinen herzensguten Mann verliebt", hieß es im letzten. „Ich müßte von Holz oder Stein sein, wenn ich solcher Liebe und Güte gegenüber kalt bleiben könnte. Er trägt mich auf den Händen, und mein ganzes Herz gehört ihm. Küßt dem Mütterchen die Hände an meiner Statt, zum Danke dafür, daß sie einen solchen Sohn geboren und erzogen hat."

Die drei Damen saßen auf dem Balkon ihres Schlafzimmers, als Lo diesen Brief vorlas. Frau Braun kriegte nasse Augen vor Glück und Rührung.

„Kinder, jetzt fang' ich bald an, mich vor dem Neide der Götter zu bangen."

Nach dem Frühstück wollte man am Strande spazieren gehen. Lo hatte von ihrer Bekanntschaft mit Fred Dettenheim berichtet; den wollten die beiden andern gern kennenlernen. Er sah schon erwartungsvoll nach seiner „Backofentante" aus, als die drei sich seiner Burg näherten. Nun mußte er sich erst den neuen Bekannten vorstellen lassen.

„Siehst du, Fred, das ist mein Mutterchen, Frau Kommerzienrat Braun" . .

„Was ist ein Komm-Herzchen-Rat?" begehrte er zu wissen. „Das ist ein Kaufmann." Da war er belehrt. „Du bist also eine Kaufmännin!"

Frau Braun nickte lächelnd. Der bildhübsche, stramme Junge hatte ihr Herz im Sturm erobert. „Und das ist meine Schwester Maria.“

„Aber nun sag' den Damen auch, wie du heißest!“ Er machte eine tiefe Verbeugung. „Fred Wilhelm Hans von Dettenheim, und das ist mein Bruder Hans!“

Er faßte in die Nachbarburg hinüber und zog den kleinen Blondkopf ein Stückchen näher. „Zwei reizende Bübchen!“ meinte Frau Braun und strich ihnen zärtlich über die blonden Haare. Dann machte sie die Bekanntschaft Rosi von Dettenheims. Und die Damen unterhielten sich prachtvoll miteinander, indessen Lo und Mi mit den Jungen Backofen im Sande bauten.

„Eine famose Frau, diese blonde Baronin“, meinte Frau Braun, als sie mit den Mädchen zur Mittagstafel ging, und ein ähnliches Urteil fällte auch Rosi bei sich selbst über die gemütlich gutherzige „Komm-Herzchen-Rätin“.

Nunmehr ließ sich auch Rosi herbei, an der Geselligkeit teilzunehmen. In Begleitung ihrer neuen Bekannten erschien sie des öfteren beim Kur-Konzert, auch luden sich die Damen gegenseitig zum Tee; was ihnen, da Frau Braun den „Hoftön“ abgestellt hatte, viel Anregung und Vergnügen brachte. Rosi war entzückt, daß auch „Stadtmädel“ so reizend natürlich sein konnten. Das heitere, sonnige Wesen der Zwillinge machte ihr viel Spaß, und wie im Fluge ging wieder eine Woche dahin.

In der nächsten Woche sollte Herr Braun ein paar Tage seine Damen besuchen kommen, und Rosi war sehr begierig, den alten Herrn, von dem Lo und Mi gleichermaßen schwärmten, kennenzulernen.

Alle Tage machte man jetzt gemeinsame Spaziergänge, und auf einem solchen begab es sich, daß Frau Rosi einen Bekannten traf, einen jungen Großgrundbesitzer, der auf ihrem väterlichen Gut ein Jahr lang die praktische Bewirtschaftung gelernt hatte. Der junge Mann war sehr erfreut, Frau Rosi, die er damals heimlich verehrt, hier zu treffen.

„Das ist schön, Herr Neßlingen, daß wir einander hier in die Hände laufen müssen. Wir armen, verlassenen Weiberchen könnten ein bißchen männlichen Schutz so gut gebrauchen.“ Er versicherte, daß es ihm ein großes Vergnügen wäre, ein wenig Anschluß zu finden. Dabei streifte ein aufstrahlender Blick die schlanke, blonde Mi.

Er hatte nun einmal eine Schwäche für blonde Frauen.

In der Folge ward er der unzertrennliche Begleiter der Damen. Sogar die besondere Begünstigung wurde ihm zuteil, zu den Teevisiten zugezogen zu werden. Das war nun ein fröhliches Leben und Treiben, wenn die jungen Leute ihre lustigen Neckereien trieben.

Frau Braun erklärte dann immer wieder, daß sie noch einmal richtig jung dabei würde.

Als Herr Braun nach Verlauf von ein paar Tagen kam, war er sehr erstaunt, daß seine Damen schon Herrenbekanntschaft gemacht hätten. Daraufhin sagte seine Frau, sie finde das bei dem Liebreiz ihrer Pflegetöchter durchaus selbstverständlich, worauf er mit schrecklich ernstem Gesicht beteuerte, sowie er nach B. zurückkomme, werde der Hausknecht gemietet. Man brauchte auch wirklich nicht mit großer Sehergabe behaftet zu sein, um herauszufinden, daß Herr von Neßlingen ernstlich in Mi verliebt war. Er wich nicht von ihrer Seite, und seine Augen redeten eine nicht mißzuverstehende Sprache. Lo war sehr glücklich über die glänzenden Aussichten, die sich der Schwester eröffneten.

Frau Rosi hatte ihr genau Bericht erstattet über die Vermögensverhältnisse, in denen der junge Mann sich befand. Sie schilderte ihn zudem als einen ruhigen, vornehmen Charakter, der alle Eigenschaften in sich trage, eine Frau glücklich zu machen. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann es zu einer Verlobung kommen würde.

Mi selbst war wie in einem Traum. Ihr Herz neigte sich dem hübschen, ernsten Manne zu, nur der Gedanke, daß sie so ganz von Frau Brauns Freigebigkeit abhängig war, bedrückte sie, und oft im heitersten Gespräch wurde sie ernst und still und schaute grübelnd vor sich nieder.

Eines Tages hatte Neßlingen versprochen, die Schwestern zum Konzert abzuholen. Frau Braun wollte daheim bleiben, um Briefe zu schreiben. Frau Rosi wollte erst im Kurpark mit den andern zusammentreffen. Lo war noch nicht ganz mit ihrem Anzuge fertig, als er kam.

„Mi,“ bat sie die Schwester, „geh' doch inzwischen mit Herrn Neßlingen, ich komme gleich nach.“ Da gingen sie allein miteinander.

Eine stürmische Freude wallte in ihm auf, als er zum erstenmal mit dem geliebten Mädchen allein war. Schweigsam schritten sie durch die schöne Lindenallee, die zum Konzertplatz führte. Abseits stand eine leere Bank. „Fräulein Jakobus“, bat er, „wollen wir nicht dort ein wenig warten, inzwischen kommen die andern nach.“ Schweigend nahm sie Platz. Ein heiliges Erwarten war in ihr, als ob die nächste Stunde ihr ein traumhaftes, leuchtendes Glück bringen müsse. Wie wunderbar war das. Vor einem halben Jahre noch war sie die kleine, unbekannte Maria Jakobus gewesen, die höchst eigenhändig waschen, kochen, putzen mußte. Nun saß sie hier, ein elegantes, bevorzugtes Kind des Glücks.

Geliebt und begehrt von einem hübschen, reichen Manne. Wie unendlich gut meinte es doch das Schicksal mit ihr. Aber dann dachte sie daran, daß sie von sich selbst doch recht wenig gelte und habe, und ein schwerer Seufzer hob ihre Brust.

Das brachte ihren Begleiter wieder in die Wirklichkeit zurück.

Schweigend hatte er neben ihr gesessen, und seine sehnsüchtigen Gedanken waren der Wirklichkeit vorausgeeilt. Er sah im Geiste Maira Jakobus in den schönen, großen Räumen seines Vaterhauses als liebreizende Herrin schalten und walten, und er hätte am liebsten diesem schönen Traume noch recht lange nachgesonnen im wohligen Genießen der Nähe der Geliebten.

Nun war er erschrocken, denn er meinte, sie seufze, weil sie sich recht langweile bei seiner Schweigsamkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Sibylle.

Skizze von Margreth Mengel.

„Warum heiße ich Sibylle?“ dachte das kleine Mädchen aus irgendeinem Traum heraus und beugte sich weit aus dem Fenster. Der Sommerwind blähte die Gardine hoch wie zwei sehnsüchtige, weiße Flügel, und darüber mußte Sibylle sehr lachen.

Unten sah sie Thetje stehen. Thetje, der keinen Vater und keine Mutter mehr hatte und der nun auf einmal da war. Papa hatte ihn gestern aus Hamburg geholt, denn Thetje war sein Mündel.

Thetje stand unbeweglich und schaute ins Weite. Es dämmerte schon, und Thetje sah, wie der Abend alles Licht von den Wiesen nahm. Er sah es mit staunenden Augen. Wie ein ferner Schmerz stand plötzlich der Gedanke an die große, laute Stadt in ihm auf, doch dann dachte er an Sibylle und wurde froh. Er stand noch wartend, da trat sie aus dem Haus. „Sibylle“, rief Thetje mit wunderlich tiefem Ton in der Stimme, und Sibylle lachte. „Warum heiße ich Sibylle?“ fragte sie übermütig und griff unbekümmert mit den Händen in das Gewirr der Buschwindrosen, die im Dämmern leuchteten mit weißen, kleinen Gesichtern.

Über Thetjes graue, verhaltene Augen ging es seltsam hin, dann atmete er jäh: „Weil du die Menschen glücklich machst, Sibylle,“ sagte er zögernd. „Mache ich dich auch glücklich?“ fragte das kleine Mädchen und blinzelte neugierig zur Seite. Da gab Thetje keine Antwort mehr.

Sie schlenderten an den Strom. Einzelne Lichter lagen schon über dem Rhein, die kamen von drüben. Dahinter lagen die Berge sehr dunkel. Thetje sah alles an und dachte daran, daß er sechzehn Jahre alt sei und Sibylle zwölf. —

— — Das weiße Haus hatte erleuchtete Fenster, die standen in der Nacht wie helle, warme Worte, wie Lächeln oder wie Trost. Theodor Holtkamp fühlte sein Herz klopfen, indes er langsam die Treppen empor schritt. Musik ertönte. Lachen klang durch Menschenstimmen. Es war also Gesellschaft. Die alten Herrschaften saßen bereits beim Wein, und die Jugend tanzte. Er wand sich durch die Menschen und ließ ihre erstaunten Fragen, ihre neugierigen Worte mit Zurückhaltung an sich vorübergehen. Als er vor Sibylle stand und sie ansah, wurde er blaß, so schön war sie geworden. „Thetje,“ lachte sie mit erstaunten Augen, „woher kommst du, Thetje?“

An diesem Abend vergaß der Heimgekehrte die zehn Jahre harter Arbeit in der Fremde, all seine Sehnsucht und seine große Einsamkeit.

Nächsten Tages schwammen sie nach alter Gewohnheit ein weites Stück stromabwärts. Später, als das Dämmern wie ein unbegreifliches Wunder aus den Wellen emporquoll, sprach Theodor Holtkamp zu Sibylle von seiner Liebe. Aufrecht standen ihre hohen Gestalten nebeneinander. Es war schon Herbst, ein wunderbarer Herbst, der Gold aus seinem Herzen verströmen ließ, vielleicht auch rinnendes, rotes Blut, man konnte es wohl denken.

„Ich liebe dich, Sibylle,“ sprach Theodor Holtkamp. „Ich will für dich arbeiten. Du sollst mein Himmel sein, immer sollst du mein blauer Himmel sein. Du bist so schön, Sibylle. Du mußt vor gotischen Domen stehen in den Maienstunden und sinnen, du mußt durch Winterlandschaften fahren, wenn die Sonnenkugel den Schnee violett färbt. Du mußt die Menschen ansehen, damit sie glücklich werden. Und immer Sibylle, immer ströme deinen zärtlichen Atem aus in die dürstenden Täler meines Herzens.“ — Seine geöffneten Hände bebten ihr entgegen.

Da geschah es, daß Sibylles Nacken, dieser kindhafte, zärtliche, sich beugte. Sie weinte. Theodor Holtkamp blieb

aufrecht, wie erstarrt, stehen, als er ihr Gesicht sah, nur seine Lippen zogen sich jäh zusammen. In seinen Augen sprang der graue Stahl. Sibylle aber ging gesenkten Hauptes von dannen. Ihre Schritte waren voll von Not, und ihr Herz flog wie ein verflatterter Vogel in irgendeine fremde Ferne. Sie dachte an Jan Rieger, den Maler, der sie gestern noch geküßt hatte . . .

*

Nur einen Augenblick sah die blasse Frau sinnend in den Schein der kleinen Stehlampe auf dem Schreibtisch, dann strich sie mit einer sparsamen Bewegung der Hand übers braune Haar und beugte sich wieder zu den Büchern, die vor ihr aufgeschlagen lagen.

Sibylle Rieger hatte in den vergangenen Jahren gelernt zu rechnen. Sie hatte ein stilles, weißes Gesicht, aus dem ein Paar tiefe Augen auf die rinnenden Tage schauten. Sibylle kämpfte schon lange den zähen Kampf um die heimatliche Scholle, um das kleine Besitztum, das Vermächtnis ihrer Eltern. Sie hatte nur wenige Leute, mit ihnen arbeitete sie unermüdlich, oft bis in die späten Nachtstunden. Ihr Herz, ihr klopfendes, überströmendes, glückhaftes Herz war ganz leise gestorben, so dachte Sibylle es. Und nur wenn Jan Rieger, ihr Gatte, kam, konnte es plötzlich aufzittern in Scham und Verzweiflung. Er kam sehr selten und nur, um Geld zu fordern. Brutal und laut, mit lauerndem Lächeln, war er dann plötzlich da, schlürfte durch die Stuben, herrschte die Leute an, rauchte ununterbrochen oder schlief. Und Sibylle gab ihm Geld, gab mit schweigenden Lippen und trockenen Augen. Wenn er dann wieder gegangen war, schritt sie wohl an den Rhein, um dort lange zu stehen und nichts anderes zu tun, als in die graugrünen, singenden Wellen zu schauen.

Als wieder ein Winter kam, ward Sibylle krank, vielleicht auch nur müde; denn der Arzt verordnete Ruhe und wieder Ruhe. Da ließ sie ihr Bett ans Fenster rücken und sah auf den Kirchturm, der sich wie ein dunkler, mahnender Finger in die graue Luft bohrte. Wenn die weißen Flocken im Dämmern fielen, lächelte Sibylle und dachte an ihre Kinderzeit. „Thetje", murmelte sie dann wohl zärtlich, „Thetje", und man mußte ihr das Fenster öffnen, damit sie den Strom rauschen hörte. —

— — Jan Rieger fühlte ein leises Mißbehagen, als er durch die weiten Werkshallen geführt wurde, aber er ging wiegenden Schrittes einher und schaute gleichgültig auf die Bewegungen der arbeitenden Männer. Dann stand er im Zimmer des Direktors. Sein unerklärliches Mißbehagen wuchs. Dieser Mensch da vor ihm, der bei seinem Eintritt sitzen blieb und ruhig weiter las, war selbst nur noch Eisen und Stahl, Maschine und Arbeit, das begriff Rieger.

Indes, er begann mit gewohntem, selbstgefälligem Lächeln zu reden. Sibylle sei sehr krank und man müsse ihr helfen; Geld brauche sie, nur Geld sei das einzig Nötige zu ihrer Rettung.

Holtkamp war erblaßt. Sibylle war krank! Und wieder vergaß er zehn einsame, harte Jahre. Dann hatte er das Gefühl, als müsse er diesen Menschen, diesen aufgeputzten, lächelnden Menschen mit den unbeherrschten Bewegungen niederschlagen; doch er bezwang sich.

Er schrieb einen Scheck und wollte ihn seinem Gegenüber einhändigen. „Grüßen Sie Ihre Gattin," sagte er heiser. Doch Rieger, nachdem er einen Blick auf das Papier geworfen hatte, schob es zurück. Er sah plötzlich aus wie ein Raubtier. Die Hände lagen zusammengekrümmt auf den Beinkleidern. Er lächelte sehr häßlich und sehr verbindlich.

„Es ist," sagte er, „es ist noch etwas anderes." Stockend fuhr er dann fort: „Ich gehe nicht zu Sibylle zurück. Ich muß jetzt ins Ausland, Sie verstehen — meine Kunst — —, vielleicht — äh, vielleicht interessieren Sie sich nun . . . Sie verstehen — Sibylle rief im Fieber nach Ihnen, nur nach Ihnen, — und ich — äh — ich wäre nicht abgeneigt . . ."

Rieger verstummte, denn Holtkamp war aufgesprungen und sah grau aus. Er hatte verstanden. „Schuft", sagte er nur. Eine Weile herrschte Schweigen. Dann fragte Holtkamp in kühlem, geschäftsmäßigem Ton: „Wieviel verlangen Sie?" — Rieger lispelte einen Betrag. Holtkamps Lippen verzogen sich, aber er schrieb einen neuen Scheck. „Sie reichen sofort die Scheidung ein", herrschte er den Maler an und ließ sich den Empfang des Papiers von ihm bestätigen. Sehr schnell war dieser dann gegangen.

„Arme Sibylle", murmelte Holtkamp, „arme, kleine Sibylle." Er kämpfte einen harten Kampf mit sich; doch er fuhr nicht zu ihr. Er hatte seine Pflicht getan und sie von diesem Menschen befreit. Theodor Holtkamp tat schon lange Jahre nichts anderes als seine Pflicht. —

— — Als Sibylle erfahren hatte, daß Rieger nie mehr zu ihr zurückkommen würde, lag sie Wochen hindurch sehr still auf ihrem Lager. Doch dann kam das Leben zu ihr zurück. Sie blühte langsam auf. Der Frühling nahte und der Sommer, und Sibylle fühlte mit Erstaunen, wie eine traumhafte, blasse Sehnsucht an ihren Händen hing, wenn sie diese oft unwillkürlich hoch empor heben mußte gegen den klaren Himmel.

Dann war sie so weit, daß sie zu Theodor Holtkamp ging. Ohne Zögern, mit frohen, stillen Augen, schritt die hehre Frauengestalt ihren Weg durch das Werk bis in das Arbeitszimmer des Direktors. Der stand wie gelähmt und starrte sie an. Sie machte ein paar kleine, zärtliche Schritte auf ihn zu. „Thetje", flüsterte sie und legte die Arme um seinen Hals, „laß mich bei dir bleiben, Thetje, da ich dich liebe." Sie lächelte glücklich. „Unsagbar liebe ich dich, Thetje, schon lange, lange Jahre." —

Noch am selben Abend fuhren sie an den Rhein, in ihre Heimat.

Der Untergang der „Anna Christine".

Skizze von Hildegard Tauscher.

Von fremden Gestaden fegt wild der Oktobersturm. Kommt über Meere und Länder. Peitscht zerrissene Wolken vor sich her, hell und dunkel. Stört in ihrem Flug die Möwen, daß sie kreischend ziellos hin und her flattern mit unruhigem Flügelschlag. Wirbelt die gelben Blätter zu tollem Spiel. Jagt die Wellen, daß sie schäumen in rasendem Zorn.

Da ist es, daß die „Anna Christine" sich rüstet zu ihrer letzten Fahrt. Tückisch ist die Bucht bei solchem Wetter und einem Hexenkessel gleich, wenn der Sturm bald von dieser, bald von jener Ecke kommend die Schiffe angreift in Siegesübermut.

Peter Freese zieht den Südwester tiefer in die Stirn, sieht prüfend gen Himmel und dann auf sein Boot. Die „Anna Christine" hat schon andere Stürme bestanden, denkt er, die ist gefeit gegen jedes Wetter. Doch daß sie alt geworden ist in den langen Jahren, die er sie fährt, bedenkt er nicht.

Rrrr, Klas Behncke setzt das Großsegel. Blond und jugendstrahlend. Was schert mich das bißchen Wehen, denkt er. Rrrr. Der stählerne junge Körper biegt sich elastisch beim Ziehen. Rrrr, spätestens am Donnerstag sind wir zurück, und Sonntag ist Hochzeit. Hurrah! Rrrr — das soll ein Leben werden, wenn erst die Kathrin mein Weib ist. Und wenn dann die Kinder kommen, lauter Jungens müssen es werden, die sollen zur See, oder auch studieren sollen sie. Immer kräftiger fährt der Wind in die Segel. „Kaptein, wi möt woll n'beten reffen? — Drei Schlag? — Jawoll, Kaptein!" —

Lute Blanck ist der älteste von den Dreien. Er ist schon mit dem alten Freese gefahren, auf der „Meta". Und seit 20 Jahren ist er nun auf der „Anna Christine". Er hat nicht gelacht, als er den Himmel ansah. Er hat Peter Freese sogar abgeraten, den Auftrag anzunehmen, für den Großkaufmann Petersen die Last Getreide zu holen. Doch als Peter Freese ihn ein wenig höhnisch fragte, ob er sich etwa fürchte, da ist ihm Angst geworden, daß er am Ende zu alt geworden sei. Und eine Bangbüx wollt' er sich nicht schelten lassen. Da hat er geschwiegen und sich gefügt.

Am Hafen steht allerlei Volk. Schuljungen, Fischer mit schwerem, breitem Gang und auch die Angehörigen der von der „Anna Christine".

„Na, adjüs Mudder, Dunnerstag sind wi all trüch!" Sie sind so oft geschieden, Peter Freese und seine Frau, da werden keine Worte weiter gemacht.

Lute Blanck hat keine Verwandten. Seine Frau ist ihm lange gestorben, und die Kinder sind in der Fremde, in Hamburg und noch weiter. Aber er kennt die ganze Stadt und nickt denen am Strande zu. Sonst wenn er ausfuhr, hat er zuweilen gedacht, es wäre doch schön, jemanden zu haben, der auf einen wartet, wenn man auf Fahrt ist, und der sich danach sehnt, daß man zurückkommt. Diesmal ist es ihm fast eine Erleichterung, daß er von niemandem besonders Abschied zu nehmen braucht.

Klas Behncke strahlt über und über. Denn am Strande steht auch seine Kathrin, Fischer Hansens Tochter, rotbäckig und kräftig. „Leb wohl, Kathrin, mach man allens fertig, bis ich kumm, adjüs, adjüs!"

Nun ist alles zur Abfahrt bereit. Peter Freese faßt das Steuer, die Segel bedient Lute Blanck, und Klas Behncke steht am Heck und winkt und winkt, jubelnd vor Glück und Jugend.

Und immer kleiner wird die „Anna Christine", und immer heftiger fährt der Wind in die Segel. Bald ist nur noch das braungeteerte Segel zu sehen, und langsam verteilen sich die Leute am Strande. Nur einige Fischer gehen langsam und schwer noch eine Weile auf und ab am Hafen, die Pfeife im Munde. Hin und wieder fällt ein Wort, eine Bemerkung. Dann schweigen sie lang und beschließen endlich, im Laden des Kaufmanns Jakobsen einen kleinen Köm zu heben. Bei diesem Wetter. — —

Es geht der Tag dahin wie viele andere vorher und auch die Nacht und ein neuer Tag. Der Sturm hält an, nimmt eher zu an Stärke und Gewalt. Aber die zweite Nacht nach der Ausfahrt der „Anna Christine“, die hat die Kathrin Hansen ihr ganzes Leben nicht vergessen. In jener Nacht ist auch die tiefe Falte in ihre Stirn gekommen, die sie so ernst macht und alt.

Zeitig hat sie sich müde von all dem Nähen und Festvorbereiten ins Bett gelegt und ist eingeschlafen, traumlos und tief, wie immer sie zu schlafen pflegt. Doch plötzlich wacht sie auf vom schweren Klopfen ihres Herzens. Draußen pfeift der Wind. Balken krachen und ächzen. Zuweilen zwischen zerrissenen Wolken kommt ein Mondstrahl durchs Fenster. Zum ersten Male seit ihrer Kindheit fühlt die Kathrin Furcht.

Und wie sie aufhorcht, hört sie schleppende Schritte die Stiege herauftrappen. Langsam, Stufe auf Stufe, immer näher. Nun ist es oben, über die knarrenden Bretter kommt es auf ihre Türe zu. Nun faßt es an die Klinke. Hilf Gott, die Tür, die sie am Abend verriegelt, öffnet sich, kreischend in ihren Angeln, und langsam herein in die Kammer tritt Klas Behncke. —

Warum freut sich nicht die Kathrin, ihren Liebsten bei sich zu haben? Warum liegt sie schwer atmend in kaltem Schweiß gebadet, unfähig, sich zu rühren? Und warum steht ihr Klas da mit so ernstem Gesicht, warum kommt er nicht näher, warum schaut er auf sie so unsagbar traurig? Warum hängen ihm die blonden Haare naß in die Stirn? Warum hat er den Ölmantel an, den er sonst nur auf See zu tragen pflegt? Und was bedeuten die roten Striemen in seiner Hand?“

Kein Wort sagt Klas Behncke. Er schaut nur lange auf die Kathrin mit Augen, wie sie sie nie zuvor bei ihm gesehen. Dann wendet er sich um — langsam, wie er gekommen, geht er wieder.

Und auch kein Wort bringt das Mädchen über die Lippen. Es hört die tappenden Schritte über die Balken gehen, die Stiege hinunter, hört die Haustür zuschlagen, und nichts bleibt, als das dumpfe Schlagen des Herzens. Der Mond verschwindet wieder hinter einer Wolke . . .

Nur wenige Minuten dauerte das alles. Der Kathrin scheinen Jahre vergangen zu sein. In ihrem Inneren ist etwas zersprungen, etwas was vordem ihr höchstes Glück ausmachte. Sie weiß nun, daß sie ihren Klas niemals wiedersehen wird, daß die See ihn ihr genommen hat. Keine Träne kommt, keine Trauer fühlt sie. Schauerndes Entsetzen lähmt ihr die Glieder und alle Gedanken. So liegt sie die ganze, lange Nacht.

Erst als beim Morgengrauen an der Türe sie die Wasserlache erblickt, schreit sie gellend auf und sinkt zusammen in lautem Klagen. —

An diesem Morgen sieht der Lotse Bumann von seinem Ausschau etwas aufragen aus der See, das ihn verwundert. Und als er sein Fernglas nimmt, sieht er eine Mastspitze und eine Menschenhand.

Der Sturm ist vorbei. Langsam geht das Wasser zurück, das in den Sturmestagen zu ungewöhnlicher Höhe gestiegen war. Der Lotse rudert mit seinem Gehilfen hinaus zu jener Stelle. Da findet er die „Anna Christine“, die sinkend auf Grund geraten ist. Oben an die Spitze des Mastes hat sich Klas Behncke angebunden in letzter Verzweiflung. Aber auch über ihn sind die Wellen gegangen, auf und ab, die ganze Nacht. — —

Grau und regnerisch kommt der Sonntag. Der Sonntag, an dem Klas Behncke und Kathrin Hansen Hochzeit halten wollten. Der Sonntag, auf den sie sich gefreut hatten seit Monaten.

Erst haben die Kirchenglocken geklungen über der Stadt und die Gläubigen ins Gotteshaus gerufen. Dann hebt es wieder an zu läuten, eintönig, dumpf und trostlos traurig — die Sterbeglocken. Die Wolken drücken die Töne nieder auf die Stadt, daß sie in alle Winkel kriechen, hinter alle Türen und Riegel. Überall sind die Glocken, und keiner kann ihnen entfliehen.

Ein langer langer Zug von ernsten Männern bewegt sich langsam durch die Straßen und Gassen der kleinen Stadt. Und an den Fenstern stehen traurige Frauen mit verweinten Augen und schauen ihnen nach. Selbst die Kinder können heute nicht so spielen wie sonst. Sie hocken zusammen mit furchtsamen, ernsthaften Gesichtern und reden über das Geschehen, wie sie es von den Großen vernommen. —

Nun tropft nasser Nebel über Land und Meer. Wie immer ziehen an jedem Morgen die Fischer aus zum Fang, und lang hallen die regelmäßigen Ruderschläge zum Ufer hinüber. In der Stadt nimmt das Leben wieder seinen gewohnten Lauf. Nur manchmal, wenn jemand einer dunkel gekleideten, traurigen jungen Frauengestalt begegnet, wird die Erinnerung lebendig an die Drei von der „Anna Christine“, die in einem Herbststurm Opfer des Meeres wurden.



Bunte Chronik



* **Die Einwanderung in Palästina.** Seit Beendigung des Krieges sind rund 100 000 Personen in Palästina eingewandert, und zwar hat die Einwanderung von Jahr zu Jahr eine Steigerung erfahren. Während 1919 nur 2600 Personen einwanderten, waren dies im Vorjahre 36 000. Von diesen 36 000 waren 33 800 (94 Prozent) Juden. Der größte Prozentsatz der Einwanderer kommt aus Polen (50 Prozent), dann kommen: Rußland und Ukraine (20 Proz.), Rumänien (6 Prozent), Litauen (5 Prozent), Deutschland (2,5 Prozent) und sonstige Staaten (16,5 Prozent).

*

* **Wie die Ägypter unsere Zugvögel behandeln.** Wer in den Herbst- und Wintermonaten nach Ägypten kommt, fühlt sich angenehm angeheimelt, wenn er so viele seiner heimatlichen Vögel, die bereits vor ihm in den Orient abgereist waren, munter und wohl unter der heißen Sonne wiederfindet. Tausende von Schwalben durchsegeln in Kairo bei Tage die reine Luft, fangen Mücken, Hornisse, Wespen und Fliegen aller Art und übernachten friedlich in den naheliegenden Steinbrüchen. Auf den Nilarmen im Delta verbringen die weithergekommenen Wasservögel ein ruhiges Dasein. Auf dem Menzaleh-See sieht man sie oft in dichten Schwärmen. Bachstelzen, Stare und Wiedehopfe nehmen den Nil bis Luxor-Theben in Beschlag und leben in den Felladörfern; die Stare machen oft in großen Scharen, anzusehen wie schwarze Wolken, Ausflüge von den Nildörfern in die Wüste. Unsere Sänger treibt es meist weit hinaus — ins Innere von Afrika. Man merkt es den Zugvögeln an, daß sie gern unter den Ägyptern leben. Wie aber werden sie auch behandelt: niemand tut ihnen etwas zuleide. Der bei uns so scheue Wiedehopf fliegt in Ägypten dem Menschen auf die Hand, ebenso die Bachstelzen und andere Vögel. Die Zugvögel haben das Land wirklich lieb. Im Frühjahr, wenn der Wandertrieb in ihnen erwacht, besiegen zahlreiche Wandervögel diesen sonst so mächtigen Erbtrieb, bleiben den Sommer unter der Glühsonne, paaren sich, nisten und bringen die Jungen groß. Letztere machen aber dann im folgenden Jahre, wenn die Alten doch durch den alten Wandertrieb überwältigt werden, die Reise nach Europa mit. Nur einen Vogel gibt es, dem der Ägypter nachstellt, das ist die Wachtel. Wenn diese zu Beginn des Herbstes in Unterägypten, Port Said, Alexandrien und den sonstigen Küstenstrecken ankommt und ihre Wanderung ins Innere Afrikas beginnt, dann werden auch von Ägyptern Netze ausgeworfen und die Wachteln gezehntet. Sobald sie jedoch erst die arabische und lybische Wüste in ihrem Zuge erreicht haben, sind sie gerettet, von da an geht ihre Wanderung unbehelligt vonstatten. M. N.

*

* **Amerikanische Eisenbahnschienen.** Die amerikanischen Statistiken lassen erkennen, in welchem Maße die Verwendung schwerer Schienen auf den amerikanischen Bahnen zunimmt. Es ist dies die notwendige Folge der Indienststellung stets schwererer Lokomotiven. Im Jahre 1925 wurden in den Vereinigten Staaten 1 636 631 Tonnen Schienen hergestellt, die ein Gewicht von mehr als 45 Kilogramm per Yard (etwa 90 Zentimeter) aufwiesen. Im Jahre 1923 waren es nur 1 465 850 Tonnen und im Jahre 1922 kaum eine Million. In diesem Zusammenhang erweckt eine Übersicht über die Verwendung immer schwerer werdender Schienen in Amerika Interesse. Im Jahre 1830 begann man mit 15 Kilogramm per Yard, um jedoch schon bald zu einem Gewicht von 22 und 30 Kilogramm überzugehen. In den letzten Vorkriegsjahren war 40 Kilogramm das Normalgewicht, obwohl die Hauptstrecken bereits mit Schienen im Gewichte von 45 bis 56 Kilogramm ausgestattet waren. Heute gelangen Gewichte von 59 bis 62 Kilogramm per Yard zur Anwendung, so daß im Jahre 1925 nur 164 000 Tonnen Schienen unter 22 Kilo Yardgewicht hergestellt wurden. 220 000 Tonnen hatten ein solches Gewicht von 22 bis 40 Kilo, fast 800 000 Tonnen 40 bis 45 Kilogramm, während bei einer Jahresproduktion von fast 2 800 000 Tonnen, wie oben erwähnt, mehr als die Hälfte, fast 1 637 000 Tonnen aus Schienen über 45 Kilogramm Yardgewicht bestand.

*

* **Zur Überwindung des Jazz** hat ein Kongreß englischer Organisten die Einrichtung von klassischen Orchesterkonzerten in Stadt und Land empfohlen, die in Verbindung mit Kirchengesang den Einfluß der Jazzmusik zurückdrängen soll.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.